

DIE FACKEL

Nr. 78

WIEN, ENDE MAI 1901

III. JAHR

Die Leser der 'Neuen Freien Presse' hatten kürzlich Gelegenheit, den Natursinn ihrer Beraterin in allen Lebenslagen zu bewundern: in einem Artikel, den Überzeugungstreue und edle Leidenschaft diktiert hatten, trat sie für die Restaurierung des *Wienerwaldes* ein, »dieses herrlichen Naturparkes, dessen Erhaltung in seiner grünen Pracht für *uns* Wiener eine Lebensfrage ist«. ...

»In den Tälern dieses Waldgebietes findet der Wiener — Reich und Arm — einen Naturgenuß, den die Bewohner anderer Städte erst durch weite Reise erreichen können, dort können auch die in bescheidenen und beschränkten Verhältnissen lebenden Familien einen behaglichen Sommeraufenthalt nehmen, und der Wiener Jugend ist die Gelegenheit geboten, bei einem Nachmittagsausfluge bis ins schattigste Waldesdickicht gelangen zu können. Muß man da nicht wünschen, daß uns der Wienerwald mit seinen landschaftlichen Schönheiten und Reizen unverkümmert und unverkürzt erhalten bleibe?« ...

»Vielleicht gibt es einmal in ruhigeren und friedlicheren Zeiten eine so fortschrittliche und wahrhaft volksfreundliche Majorität im niederösterreichischen Landtage, die ein Gesetz zum Schutze und zur Erhaltung des Wienerwaldes gegen Devastierung und sonstige Schädigung beschließt.«

Ja, was ist denn geschehen? Welche Gefahr droht denn unserm Wienerwald? Lauert etwa ein Konsortium von Holzwucherern im Hintergrund, das, nicht zufrieden mit seinen gegen die bosnische und magyarische Natur errungenen Erfolgen, die Fangarme bereits nach den Waldschätzen der Wiener Umgebung auszustrecken beginnt? Da wäre doch die Entrüstung des 'Economisten' begreiflich, der ja immer zur Stelle war, wo es in Österreich einen Raubzug auf öffentliche Güter zu verhindern galt ... Nichts von alledem. Die 'Neue Freie Presse' hat einen Übelstand entdeckt, dessen Aufdeckung, so geringfügig er ist, ihr immer noch mehr Ehre einbringen kann als seine Verschweigung Geld. Ein paar Wege des Wienerwaldes, seit langem schon vernachlässigt, sind infolge der Regengüsse des Frühjahres vollends verwüstet. So wird denn der österreichische Touristen—Club, so werden die Verschönerungsvereine der Gemeinden das Ihrige tun müssen, und sie hätten es vielleicht auch ohne die Mahnung der 'Neuen Freien Presse' getan.

Wie gesagt, gegen dräuende Holzwucherer muß der Wienerwald nicht geschützt werden. Aber mußte er es nicht vor etwa dreißig Jahren? Ja, es gab eine Zeit, da dem »Naturpark« bei Wien wirkliche Gefahr drohte und da alle die Phrasen vollauf am Platze waren, mit denen sich die 'Neue Freie Presse' heute als Naturfreundin verschönert. Damals hatte die Domänen—Verwaltung der Staatsforste im Wienerwalde mit einem sicheren Herrn Hirschl Holzlieferungsverträge abgeschlossen, bei denen — ich zitiere einen vorzüglichen Ge-

währsmann — »nicht nur das Holz als Rentenertrag verschleudert, sondern auch das Holz als Stammkapital durch devastierende Kahlschläge barbarisch vernichtet wurde«. Betrug, Bestechung und Unterschleif war die Seele dieses ganzen Handels, welcher im österreichischen Beamtenstande die Korruption, die man im russischen für normal hält, wenigstens als eine betrübende und schon recht breite Episode ans Licht treten ließ.« Und wer führte den publizistischen Kampf gegen diese Korruption und gegen diese Bedrohung des der 'Neuen Freien Presse' ans Herz gewachsenen »Naturparkes«? Die 'Neue Freie Presse'? Nicht doch. Ein gewisser *Joseph Schöffel*¹ war es, nicht Schriftsteller, aber unabhängiger Privatmann und ehemaliger Offizier, der sich bei seinem Beginnen von zwei der 'Neuen Freien Presse' bekanntlich nicht fernliegenden Motiven leiten ließ: Natursinn und Patriotismus. Seine Feder entdeckte — ich zitiere wieder jenen Gewährsmann »alle schriftstellerisch — sieghaften und unwiderstehlichen Reize an jener Urquelle, wo sie die Griechen, wo sie der Pamphleten—Klassiker und Meister unser Aller, Paul Louis Courier, entdeckt haben, in der *Stärke und Reinheit des ethischen Charakters*«. Also wiederum eine Eigenschaft, die der Economist gewiß mit Recht und vielleicht mit mehr Berechtigung für sich in Anspruch nehmen darf als Joseph Schöffel, der — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — es heute mit der christlichsozialen Partei hält. Und wer war's, der ihm jenes laute, an dieser Stelle gern und vernehmlich wiederholte Lob zurief? Nun, kein geringerer als *Ferdinand Kürnberger*. Aber er würdigt nicht nur die patriotische Tat des Mannes, sondern entwirft auch in seiner markigen Art ein Bild des Kampfes und der traurigen Vereinsamung des Kämpfers, dem nicht einmal, wiewohl's doch gegen die Korruption ging, die Gefolgschaft der 'Neuen Freien Presse' zuteil ward. »Diesen Kampf um einen Waldbestand, welcher nur allein schon als Voluptuarium einen auch sanitär unschätzbaren Wert für eine so volkreiche Stadt, wie Wien, repräsentierte« — man sieht, Kürnberger weiß zum Lobe des Wienerwaldes nichts anderes als die 'Neue Freie Presse' zu sagen — »ließ die ganze Wiener Journalistik ihren Ritter St. Georg nicht nur isoliert auskämpfen, sondern sie verbarg nicht immer mit Anstand, daß ihr Herz eigentlich der korrumpierten Gegenpartei angehörte.« Ein Einzelner kämpfte, ein Einzelner siegte. Der Vertrag mit Hirschl wurde gelöst, die Beraubung des Wienerwaldes unterlassen, die Beamten, deren Schuldbarkeit Schöffel nachgewiesen, versetzt und pensioniert.« »Wahrlich, ein unerhörter und zum ersten male gefeierter Triumph,« ruft Kürnberger, »daß einer so kompakt—solidarischen Macht, wie dem österreichischen Beamtenstaate, ein einzelner Publizist solche Erfolge abzugewinnen vermochte! 'Die sechste Großmacht' hätte alles Recht gehabt, mit ihrem Ruhm die Welt zu erfüllen; und doch wird der auswärtige Leser wenig oder nichts davon in der Wiener Presse gefunden haben.« Anderwärts ward dies moralische Ereignis besser gewürdigt. Die Waldgemeinde Purkersdorf hat dem Manne, der von einundzwanzig Wienerwald—Gemeinden die Gefahr der Devastation abgewendet hat, ein Denkmal errichtet, der Markt Mödling erwählte ihn zu seinem Bürgermeister, und ein niederösterreichischer Landwahlbezirk votierte ihm mit großer Stimmenmehrheit das Mandat für den Reichsrat »und zwar gegen den bisherigen Vertreter desselben Bezirkes, welchen überdies« — ich zitiere Kürnberger — »ein sich selbst als Weltblatt überschätzendes Wiener Journal mit dem Aufgebot seines ganzen Einflusses durchzusetzen unternommen«. »Es war der schönste Abschluß dieses ganzen Dramas, wie das mündige Volk zuwider den angeblichen Machern der öffentlichen Meinung, seine Meinung sich selbst, auf eigenen unabhängigen Wegen und mit ausgesprochenstem Nachdruck zu machen ver-

1 s. a. Heft 81 # 03

stand.« Soweit Kürnberger in der Vorrede zu einem Buche, das wegen einzelner früher konfiszierter Artikel, die es enthält, in Österreich verboten ist.

Der Wienerwald war gerettet. Mögen Spekulanten, die auf dem Holzwege emporgekommen sind, unter staatlicher Aufsicht heute Bosnien und Ungarn ausrodern, die Waldbestände der Wiener Umgebung haben nichts zu befürchten, und gegen etwaige Regengüsse schützt sie sogar die 'Neue Freie Presse'. Eine »Schöffel—Warte« haben wir bereits, und nach dem fulminanten Artikel vom 29. Mai ist es unausbleiblich, daß die dankbaren Waldgemeinden endlich auch an die Errichtung einer »Benedikt—Warte« — vielleicht unter dem poetischen Merkwort »Schweigen im Walde« schreiten ...

Man möchte meinen, daß sogar die Schamlosigkeit ihre Grenzen haben müsse. Die Generation von Redakteuren der 'Neuen Freien Presse', die heute einen Aufruf zum »Schutze« des Wienerwaldes mit dem frommen Wunsche schließen, daß »seine unvergleichliche Schönheit auch unsern Nachkommen erhalten bleibe«, hat die Tat des Mannes, der allein die Erfüllung jenes Wunsches erkämpft hat, miterlebt und tapfer mitverschwiegen. Und heute, da Schöffel im niederösterreichischen Landtage sitzt, hat sie die Dreistigkeit, von einer »fortschrittlichen« Majorität jenes Landtages den Schutz eines Waldbestandes zu begehren, der ohne den ihr verhaßten Reaktionär seit dreißig Jahren devastiert wäre. Sollte man nicht mindestens verlangen dürfen, daß mit Händen, die gewohnt sind, das Geld von Holzgaunern entgegenzunehmen, nicht auf einmal über Naturschönheit geredet werde? Dem Dogma, daß Gott die Wälder mit Rücksicht auf die »Holzverwertungs—Aktiengesellschaften« erschaffen hat, wollen wir nicht abtrünnig werden. Sie stöhnen unter der Axt, die angesetzt wird, um der bildungshungrigen Menschheit den Segen des Zeitungsblattes zu bringen. Aber es heißt zum Schaden noch den Hohn fügen, wenn auf dem frischgewonnenen Holzpapier statt der Korruption der Natur das Wort geredet wird.

* * *

Die Gedanken mittelst der Sprache zu verbergen, ist nicht schwer; nur muß man sie auch haben. Doch mag es bisweilen der Gedankenlosigkeit glücken, durch krampfhaft sprachliche Bemühungen verborgenen Tiefsinn vorzutäuschen. So hat man denn auch hinter dem neuesten Exposé des Herrn Doczi, das Graf Goluchowski jüngst der ungarischen Delegation vorlas, allerlei gesucht, und die gesamte europäische Presse geriet in Unruhe. Daß ein arges Zerwürfnis zwischen unserem Minister des Auswärtigen und Herrn Prinetti, dem Lenker der italienischen Politik, bestehe, schien sicher und ward selbst von den Leibjournalisten des Grafen Goluchowski angedeutet. Die 'Neue Freie Presse' schrieb am 23. Mai: »Die weitläufige Polemik des Exposés richtet sich augenscheinlich gegen diejenigen Staatsmänner und Parteien in Italien, welche die Frage aufgeworfen haben, ob das Bündnis noch seinen Wert für Italien behalte, wenn es ihm den Abschluß vorteilhafter Handelsverträge nicht verbürge.« Und das 'Berliner Tageblatt' erklärte: »In deutlicher Anspielung auf ein von einem amerikanischen Blatte veröffentlichtes Interview mit dem leitenden Staatsmanne einer der Dreibundmächte tritt Graf Goluchowski mit aller Entschiedenheit dem Versuche entgegen, die Verlängerung des Dreibundvertrages zu einem Kompensationsobjekt für kommerzielle Vorteile zu machen.« Aus Rom meldete zwar der Korrespondent der 'Neuen Freien Presse': »In Monte Citorio haben sie (die Erklärungen des Grafen Goluchowski) sehr guten Eindruck gemacht« und »das Exposé des Grafen Goluchowski wird fast durchwegs sympathisch besprochen«. Aber die Verlogen-

heit des Herrn Blum—Fiori ist ja allbekannt, und Graf Goluchowski bekommt auch die großen italienischen Zeitungen, deren Urteile der Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' unterschlug, zu Gesicht. Glücklicherweise war es noch nicht zu spät, den Schaden wieder gut zu machen. In der österreichischen Delegation erklärte der Minister reumütig, daß in die Sätze des Exposés kein Sinn hineingelegt werden dürfe; er habe nichts anderes sagen wollen, als daß er sich alle Mühe geben werde, einen Handelsvertrag mit Italien zustande zu bringen. Und der römische Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' konnte jetzt wahrheitsgemäß berichten: »In Monte Citorio sagt man, der Minister habe die nicht bloß hier geäußerte Ansicht, als hätte er den polemisch gefärbten Teil seiner ersten Rede vornehmlich gegen Italien gehalten, in zuvorkommender Weise widerlegt.«

Aber auch zwischen Österreich und Rußland schienen nach dem Exposé des Herrn Doczi ernste Zwistigkeiten zu bestehen. Selbst die 'Neue Freie Presse' meinte: »Gestern hat Graf Goluchowski in seinem Exposé von dem Wesen und dem Inhalte des Einvernehmens mit Rußland eine Definition gegeben, die wesentlich von seinen früheren Äußerungen über dasselbe sich unterscheidet.« Die unserem auswärtigen Amt nahestehenden reichsdeutschen Blätter drückten sich schärfer aus. Man könne sich, erklärte das 'Berliner Tageblatt' in vornehmstem Deutsch, »aus den Äußerungen des Grafen Goluchowski mühelos einen Vers machen, der auf die österreichisch—russischen Beziehungen ein nicht unbedenkliches Licht wirft«. Und die 'Vossische Zeitung' fragte: »Stehen wir vor dem Zusammenbruche eines politischen Systems? Erweist sich das Österreichisch—Russische Orient—Einverständnis nicht mehr als wirkungsfähig oder neigt es sich gar schon seinem Ende zu?« Jedermann las aus dem Exposé das Bekenntnis eines eklatanten Mißerfolges unserer äußeren Politik heraus. Aber auch diesen Glauben hat Graf Goluchowski, als er zum zweiten male — in der österreichischen Delegation — sprach, zerstört. Von einem Mißerfolg könne darum nicht die Rede sein, weil der vermeintliche frühere Erfolg, ein Einvernehmen mit Rußland über die Orientpolitik, niemals erzielt worden sei. Die beiden Regierungen hätten einander im Jahre 1897 bloß zugesagt, daß sie in jedem einzelnen Falle ein Einvernehmen herzustellen suchen würden, und er habe die Delegationen nur darauf vorbereiten wollen, daß ein solcher Versuch auch einmal mißglücken könne. Doch sei für die nächste Zeit nichts zu fürchten.

Graf Goluchowski ist über die wichtigste Veränderung in der Balkanpolitik hinweggegangen, und nur der Abgeordnete Dr. Kramarz hat kurz von ihr gesprochen: von des Deutschen Reiches Einflußnahme auf die Türkei. Zur selben Zeit, da unser Minister des Auswärtigen in Petersburg Österreichs Stellung auf dem Balkan zu festigen suchte, wurde — im Herbst 1897 — Herr Marschall v. Bieberstein als deutscher Botschafter nach Konstantinopel entsendet, und es ist den eifrigen Bemühungen des Mannes, der einmal Reichskanzler werden will, gelungen, die Türkei gänzlich der Österreichischen Einflußsphäre zu entrücken und in die deutsche zu ziehen. Graf Goluchowski hat den österreichischen Bismarck spielen und sich einen »zweiten Draht« nach Petersburg reservieren wollen. Solch ehrgeizige Pläne hat er sich heute wohl schon aus dem Kopf geschlagen. Aber vielleicht bringt er es wenigstens zustande, ein deutsch—österreichisches Einvernehmen über die Balkanpolitik zu erzielen. Sonst wird der österreichisch—ungarische Minister des Auswärtigen bald nirgends mehr in der Welt etwas zu reden haben als in den Delegationen.

* * *

Die Kanäle, so ward vor wenigen Wochen verkündet, haben Deutsche und Tschechen geeint. Das ist auch heute noch wahr. Nur daß Deutsche und Tschechen teils für, teils gegen die Kanäle einig sind. Freilich, der Widerspruch der böhmischen Agrarier gegen die Kanalbauten, der in der deutschen wie in der tschechischen Sektion des Landeskulturrates zu einstimmigen Protestbeschlüssen geführt hat, war im Parlament nicht sehr wortreich. In unserem Abgeordnetenhaus wird ja überhaupt kaum mehr debattiert, und die nationale Versöhnung scheint bis auf weiteres dadurch gesichert, daß sich die Volksvertretung entschlossen hat, in allen Sprachen zu schweigen. Schließlich haben die Agrarier sich damit zufriedengegeben, daß die Flußregulierungen und —kanalisierungen den Kanalbauten vorangehen werden. Und so kann denn die Ära der Investitionen beginnen. Bald wird der Millionenregen über die Lande niederrieseln. Dann aber kommt Herr Sonnenschein, Ministerialsekretär im Eisenbahnministerium, und bringt uns den längst ausgearbeiteten Entwurf einer Transportsteuer.

*

Ein Teil der Transportsteuer, die *Fahrkartensteuer*, soll schon jetzt eingeführt werden. Dagegen ist nichts Stichhaltiges einzuwenden. Die Argumente, die der Abgeordnete Dr. Kaizl vor Jahren in der 'Zeit' gegen die niedrigen Tarife unserer Staatsbahnen vorgebracht hat, gelten heute wie damals, und auch die Verteuerung des Reisens auf den Privatbahnen trifft wenigstens nicht die große Masse der Bevölkerung. Man muß nur, ehe die Einnahmen der Bahnen durch Tarifierhöhungen vergrößert werden, daran erinnern, daß es ein noch näherliegendes Mittel gibt, sie zu stärken: eine gründliche Reform des Freikartenwesens. Gegen den Freikartenunfug bei den Privatbahnen wird ja schwerlich etwas getan werden, denn Verwaltungen wie jene der Südbahn haben allen Grund, sich keine neuen Feinde zu schaffen. Aber nicht nur auf der Südbahn sieht man Abgeordnete in Extracoupés und Journalisten letzten Ranges in der ersten Klasse frei fahren, sondern auch die Staatsbahnen treiben mit Freikarten eine maßlose Verschwendung, und es ist, obwohl das Recht auf Freikartenbezug angeblich wiederholt geregelt wurde, bekannt, daß die Sippen und Magen, ja der ganze Bekanntenkreis kleiner Journalisten jederzeit auf Staatskosten Vergnügungsreisen unternehmen können. Der Ekel vor dem mit Freikarten bedachten Gelichter, mit dem man in den teuersten Klassen immer wieder zusammentrifft, treibt seit langem die anständigen Menschen aus der ersten in die zweite und aus der zweiten in die dritte Klasse, und so kosten die Freikarten die Bahnen auch noch bares Geld. Mag aber auch alles beim Alten bleiben, so muß schon heute festgestellt werden, und es muß auch, damit später diese Frage nicht strittig sei, im Abgeordnetenhaus vom Finanzminister erklärt werden, daß die Verwaltungen von Staats— und Privatbahnen zwar das Recht haben, Freikarten zu vergeben, daß sie aber niemandem eine Steuerbefreiung zusichern können. Sobald *die Fahrkartensteuer* eingeführt wird, ist sie auch für alle *Freikarten* und daher, falls die Bahnverwaltungen nicht etwa noch draufzahlen wollen, *von allen Freifahrern zu entrichten*. Eine Bestimmung über die Befreiung einzelner Kategorien unentgeltlich Reisender von der Fahrkartensteuer müßte eigens in das Gesetz aufgenommen werden.

* * *

Herr K. H. Wolf, der jetzt los von Rom ist und auch schon vorher niemals im Verdachte stand, ein Kirchenlicht zu sein, plaudert in seiner Burschenschafternaivität bisweilen ungescheut aus, was seine Kollegen im Abge-

ordnetenhouse bloß denken. Er hat vor wenigen Wochen einen Antrag betreffs der Kanalbauten mitunterzeichnet. Da aber die Regierung ihn sich zu eigen gemacht hat, bekämpft er auf das entschiedenste seine früheren Ansichten und erklärt, es habe sich bloß um einen »theoretischen Antrag« gehandelt. Darüber spotten nun seine christlichsozialen und sozialdemokratischen Gegner. Aber mit Unrecht. Ein Oppositioneller sein, das heißt ja in Österreich nicht bloß: wollen, was die Regierung nicht will, sondern auch: wollen, wovon man nicht will, daß die Regierung es wolle. Und auch unsere Sozialdemokratie weiß sich vor Verlegenheit nicht zu fassen, so oft die Regierung sich anschickt, eine ihrer Forderungen zu erfüllen.

* * *

Ein General der Kavallerie und ein Feldzeugmeister tragen seit einiger Zeit persönliche Zwistigkeiten vor der Öffentlichkeit aus. Nichts als die Differenzen zwischen den Freiherren v. Krieghammer und v. Kober liegt der Affäre des »Vereines pensionierter Offiziere und Militärbeamten« zugrunde. Aber weil der eine der feindlichen Generäle Kriegsminister ist, bedeutet ihr Streit noch nicht die Staatsangelegenheit, zu der man ihn durchaus aufbauen will. Herr v. Krieghammer, der in der Tat schon reif ist, nach Bosnien verschickt zu werden, hat den Vorteil seiner Stellung ausgenützt und seinen Groll gegen Herrn v. Kober den Verein entgelten lassen, dem sein Gegner präsidiert. Doch auch über dem Kriegsminister gibt es in der Armee noch eine Instanz, der die Militärpensionisten die Entscheidung darüber, ob ihre Agitation standeswidrig ist, getrost anheimstellen können. Daß sie gesetzlich ist, ward niemals bestritten, und wo es sich um die Standespflichten ausgedienter Offiziere handelte, war kein Anlaß, von ihren bürgerlichen Rechten zu sprechen. Kein Anlaß, aber für die 'Neue Freie Presse' immerhin ein zureichender Grund. Das Blatt, das in Armeekreisen keine Anhänger zu gewinnen vermocht hat, hegt jetzt den bescheideneren Ehrgeiz, wenigstens die verabschiedeten Mitglieder der Armee für den Liberalismus, der ja nichts mehr als ein Pensionsverein ist, zu gewinnen. Und Herr Bacher schrieb über das unangezweifelte Recht pensionierter Offiziere, Vereine zu bilden, einen Leitartikel von flammendem Pathos. Man sah förmlich, wie er den dicken Band der Staatsgrundgesetze samt Kommentar dem Reichskriegsminister an den Kopf warf, der ihn sich bisher höchstens über das Dienstreglement zerbrochen hat. Alle Rechte, so donnerte der Leitartikler Herrn v. Krieghammer zu, die durch diese Gesetze dem Staatsbürger gesichert sind, stehen auch dem Militärpensionisten zu, und die 'Neue Freie Presse' wird sie ihm niemals verkürzen lassen. Daß diese Rechte immerdar zugunsten des wahren Freisinnes auszuüben sind, braucht nicht erst eigens gesagt zu werden; weniger kann doch die liberale Presse von der Dankbarkeit ihrer Schutzbefohlenen nicht erwarten. Aber das Pathos war wieder einmal nutzlos verschwendet. Die Militärpensionisten erschrakten offenbar heftig, als sie sahen, daß es ihren neuen Freunden nicht sowohl darum zu tun sei, ihrem Alter die Nahrungssorgen abzuwehren, als es vielmehr mit den Sorgen der Politik zu belasten. Denn der Präsident Feldzeugmeister v. Kober sandte an die 'Neue Freie Presse' ein Schreiben, in dem er unter anderem mitteilte, daß die Statuten des Vereines der pensionierten Offiziere und Militärbeamten seinen Mitgliedern jede politische Betätigung untersagen. Der 'Neuen Freien Presse' hat ihre Blamage die Sprache geraubt. Sie hätte jetzt eigentlich den Militärpensionisten eine Belehrung über die Staatsgrundgesetze zuteil werden lassen, ihnen darlegen müssen, daß niemand gültig auf seine Staatsbürgerrechte und also auch nicht auf politische Betätigung verzichten

kann und daß Statuten, die solches fordern, nichtig sind, weil einen Vertrag gegen die guten Staatsbürgersitten eingeht, wer sich ihnen unterwirft. Aber die 'Neue Freie Presse' hat nichts Ähnliches gesagt. Sie verharrte in stummer Trauer, und Herr Bacher mußte zu seiner schmerzlichen Enttäuschung erkennen, daß der eine Feldmarschall—Leutnant, der bei den letzten Wahlen, für den freisinnigen Kandidaten gestimmt hat, auch bei der nächsten Musterung der liberalen Mannschaften ohne militärische Suite erscheinen wird.

* * *

In unserem Parlament hat es sich jüngst wieder einmal gezeigt, daß die Disziplinargewalt über das Haus in den Händen eines jeden einzelnen Abgeordneten ruht. Der Präsident sagt, daß er einem Abgeordneten das Wort entziehe; aber wirklich entziehen kann es nur ein Abgeordneter dem andern. Solange sich der Präsident nicht entschließt, durch Lärm die Ausführungen eines Redners zu stören und unhörbar zu machen, bleibt seine Disziplinargewalt ein papiernes Attribut neben dem wirksamen Willen des einzelnen Abgeordneten. Und selbst wenn sich der Vorsitzende dieser ehrenwerten Versammlung aufs Lärmen und Läuten, aufs Stampfen und Tintenfaßschleudern verlegte, was vermag er gegenüber der organisierten Tobsucht einer ganzen Fraktion? Zunächst nimmt ihm, wie's in den Badeni—Tagen geschah, Herr Schönerer die Glocke aus der Hand und läutet selbst; und ich wüßte wahrhaftig kein zarteres und sinnigeres Symbol, den Übergang der Autorität aus den schwachen Händen eines Präsidenten in die starken des Volksvertreters anzuzeigen. Dann aber erfolgt gegenüber dem jeweiligen Redner die rücksichtslose Entziehung des Wortes. Jüngst wollte Herr Dr. Lueger als Generalredner für die Wasserstraßenvorlage das Wort ergreifen; man weiß, daß es ihm Herr Wolf schleunig entzogen hat, und man erinnert sich, daß eine Gruppe von Abgeordneten, die die Interessen des deutschen Volkes durch kräftiges Rülpsen vertreten, es glücklich zuwege brachte, daß von der Rede des Herrn Dr. Lueger selbst die Stenographen kaum ein Wort verstanden haben. Am andern Tage aber konnte die 'Ostdeutsche Rundschau' die stimmliche Überlegenheit eines Dutzends über einen Einzelnen als einen Beweis nicht nur für die »Überlegenheit der deutschen Kultur« ansehen, sondern auch für die »Schnelligkeit, mit der die alleinseligmachende Herrschaft des Dr. Lueger zugrunde geht« ...

Man erkennt, und auf die Gefahr hin, der schlimmsten »Reaktion« bezichtigt zu werden, muß man es aussprechen, daß unsere Parlamentsgeschichte noch häßlichere Kapitel aufweist als die sogenannte lex Falkenhayn. Die völlig ungesetzliche Art ihrer Einbringung und Beschließung war ein harmloses Experiment neben den Ungesetzlichkeiten, gegen die sie geplant war, und was sie brachte, ist längst in allen zivilisierten Parlamenten zur Notwehr gegen Ruhestörer erfunden. Aber man kann noch weiter gehen. Die Obstruktion mag in ihren bösesten Ausartungen immerhin die Naturrechte der Empörung für sich geltend machen; was aber soll man sagen, wenn der Aufstand einer Fraktion nicht der spontanen Abwehr gegenüber einer Gefahr, sondern der Rache an einem Redner gilt, wenn der Lärm verabredet und bloß als die Heimzahlung für außerhalb des Verhandlungsgegenstandes und in anderem Wirkungskreise begangene Sünden inszeniert ist? Der Bürgermeister von Wien hat sich geweigert, alldeutsche Lehrer anzustellen, dem Generalredner für die Wasserstraßenvorlage wird dafür das Wort entzogen. So mag denn vielleicht doch allmählich die Erkenntnis reifen, daß wir eine Abänderung der parlamentarischen Geschäftsordnung dringender als Wasserstraßen brauchen

und daß ein Parlament, in dem die Präsidialgewalt noch weiter zum Gespötte eines beliebigen stimmungswaltigen Dummkopfs dienen kann, zu allen Teufeln gejagt zu werden verdient. Die Polizei ist entweiht, die den Boden dieses Hauses einmal betreten hat.



An die Adresse der Herren Professoren Grünhut, Jagic, Menger, Menzel usw.

» — — Daher auch die Entfernung, in welcher sich bei uns alle Männer des wirklichen Wissens wie in heiliger Scheu von den Zeitungen halten. Ich habe eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft unter den Gelehrten. Wie oft wurde mir nicht bei einer gelegentlichen Äußerung, ob man nicht über diesen oder jenen besonders wichtigen Gegenstand einen Artikel in irgend eine beliebige Zeitung liefern wolle, eine Antwort zuteil voll Staunen und Verwunderung, als enthielte dies fast eine beleidigende Zumutung!«

Ferdinand Lassalle

»Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag«, 1863.

* * *

Die schwarze Robe

Schreiende Kinder lassen sich leicht durch Entfernung des Krampus und durch das Versprechen eines neuen Kleiderls beruhigen. Den schreienden Advokaten wird beides gewährt: der »Tarif« ist beseitigt, und man hat ihnen überdies die »schwarze Robe« versprochen. Und die Kindergemüter jubeln. Jetzt gibt es keine »Nahrungssorgen« mehr, jetzt gibt es nur noch Kleidungs-sorgen. Die Sehnsucht nach Talar und Käppchen hat bei diesen Leuten etwas Atavistisches: Es ist die Tracht ihrer nordöstlichen Brüder, zu der sie geheimnisvolle Regungen des Blutes ziehen; die Forderung der »schwarzen Robe«, die die Herren Neuda und Elbogen dem Justizminister vortrugen, ist nichts als *Nostalgie*. Im 'Wiener Tagblatt' — es ist seit jeher Spielplatz der ungebärdigsten Barreau—Männer — werden schon die Herrlichkeiten der neuen Tracht von allen Seiten betrachtet, und der Artikel »Die schwarze Robe«, der am Pfingstsonntag erschien, war so blumig, daß man allgemein auf Herrn Elbogen als den Verfasser riet. Bekanntlich ist der Barreau—Advokat die Krone der Schöpfung. Aber so wie er bisher nichts ohne die zu ihm gehörende Robe war, so war bisher die Robe nichts ohne ihn. »Man kann unseren Richtern und Staatsanwälten, die nun schon längere Zeit die Robe tragen, den Vorwurf nicht ersparen, daß sie noch lange nicht alle ihre Wirkungen aus ihr herausgeholt, haben.« Nun endlich kommt das Kleid an den rechten Mann. Wie anders wird jetzt der Zuruf an die Geschwornen, daß sie nicht die »Firma Schenker & Comp.« sind, wirken! Um wie viel üppiger wird, da die Hände aus den bauschigen Ärmeln eines Talars ragen, der Strom der Rede fließen! »Es werden«, ruft Herr Dr. Elbogen, »Robentailleure erstehen, welche in die schöngeschwungenen Falten des Verteidigerkleides den Hauch reiner Unschuld und alle anderen Strafausschließungsgründe zu legen verstehen werden.« (Natürlich sind hier Unschuld und Strafausschließung auf den Klienten, nicht auf

den Verteidiger bezogen.) Die Einführung der Robe wird aber auch auf die Expensen fördernd einwirken. Dies ist umso begreiflicher, als ja das »Vorstudium« des Advokaten, das den Klienten schon bisher so viel Geld gekostet hat, um ein Erkleckliches vermehrt werden wird. Herr Dr. Elbogen kündigt es wenigstens an. Das »Studium« der Advokaten, schreibt er, wird sich »mit den geheimen und geheimsten Wirkungen der Talarfalte beschäftigen müssen, ihr Amt wird es sein, Prozeßstoff und Robenstoff harmonisch zu vereinen, den Aufbau des Gerichtssaaldramas mit der Architektonik ihrer schwarzen Amtshülle in Einklang zu bringen, mit einem Wort, die Robenästhetik in unser Rechtsleben einzuführen.« Der Klient wird sich somit nicht wundern dürfen, in der ihm vorgelegten Kostennote gelegentlich auch den Posten zu finden: »Faltenwurf zurechtgelegt (sehr viel Zeit gebraucht) 20 Kronen« ... Nun bleibt nur noch eines zu erörtern. Herr Dr. Elbogen fragt, ob die Verteidigerrobe denn wirklich auch »ganz schwarz« sein wird, ob sie »nicht irgend einen weißen Streifen« haben sollte, »der wie eine blasse Ahnung der nach dem Plaidoyer sich einstellenden Unschuld der Verteidigten in den Gerichtssaal leuchtet«. Oder einen grünen Streifen, der sanft die Hoffnung auf einen möglichst einstimmigen Freispruch andeutet.« Nun, vielleicht ließe sich, wenigstens für einen Teil des Barreaus, auch ein gelber Streifen in Vorschlag bringen? Wie immer die Entscheidung lauten möge, die Amtstracht für Advokaten wird jedenfalls eingeführt. Und was das Allererfreulichste ist: man hat bis heute noch nichts von einer Agitation in Richterkreisen, die auf die Ablegung von Talar und Barrett hinzielte, vernommen ...

* * *

Herr Noske hat mit seinen Freisinnigen wieder einen Ausflug gemacht. Diesmal ging's auf den Kahlenberg. Aber die Freisinnigen wurden des sternklaren Himmels und der lauen Maienluft nicht froh; denn sie machten die Entdeckung, daß sich zu Füßen des Kahlenbergs Wien, das christlichsoziale Wien dehnt, und kamen in wehmütige oder, wie das 'Wiener Tagblatt' übertreibend sagt, »weltschmerzliche« Stimmung. Aber der Lebensüberdruß, der sich bei den Mitgliedern der sterbenden Partei alsbald einstellte, fand in einer unbeherrschbaren Redelust seinen trostlosen Ausdruck, und die Exkursion schloß, wie die liberalen Blätter versichern, »mit bedeutsamen politischen Enunziationen«. Herr Noske pries nämlich die »reine Luft«, die auf dem Kahlenberge herrsche, und meinte, daß es die Pflicht der Freunde des Fortschritts sei, »die schwarzen Schatten zu bekämpfen«, die sich jetzt über die Hauptstadt niedersenken. Die Fahne, die Herr Noske hochgehalten hatte, übergab er sodann Herrn Professor Fournier zum Aufrollen, der einen seiner unentwegtesten Tage hatte. »Im Waggon der Zahnradbahn«, heißt es in den Berichten, »sprach noch Bezirksausschuß Waldstein feierliche Worte des Abschieds« ... Es gibt Ereignisse, die man nur trocken mitzuteilen braucht, um die unbändigste Heiterkeit zu erwecken.

* * *

'Bohemia', 26. Mai.
(Hilsner begnadigt.) Wie die 'Neue Freie Presse' meldet, wird die Todesstrafe Hilsners in lebenslängli-

'Neue Freie Presse', 26. Mai.
(Begnadigung Hilsners.) Wie uns aus Prag berichtet wird, meldet die 'Bohemia', daß Hilsner mittelst kai-

chen schweren Kerker umgewandelt werden ¹.

serlichen Gnadenaktes die Todesstrafe nachgesehen erhalten habe. Hier verlautet, daß ihm vom Obersten Gerichtshof lebenslanger schwerer Kerker zuerkannt worden sei.

Nicht minder anmutig als dieses Begnadigungsspiel der liberalen Presse ist aber das Stöhnen der antisemitischen: »Wann wird Hilsner gehenkt?« Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte ...

* * *

In einer vom Verein der Abstinenten einberufenen Volksversammlung hat jüngst — so berichtete die 'Arbeiter—Zeitung' am 26. Mai — der Genosse Dr. Victor Adler das Thema »Arbeiterbewegung und Alkoholfrage« besprochen. In zahlreichen Versammlungen mit der Tagesordnung »Die Arbeiter und der Alkohol« hatten die Genossen, seitdem der Antialkoholiker—Kongreß in Wien getagt hat, bereits erfahren, daß sie allesamt durch den Genuß von Bier und Wein erkrankt und sittlich verkommen seien. Nun vernahmen sie, daß auch die Arbeiterbewegung, die politische Betätigung des Proletariats, unter dem Alkoholismus arg gelitten habe. »Der Umstand, daß schon manche hoffnungsvolle Parteigenossen dem Alkohol verfielen«, hat nach der Aussage des Führers der österreichischen Arbeiterbewegung »wie ein Schwergewicht auf sie gedrückt«, und man möchte jetzt schier vermuten, daß die Maßlosigkeit im Alkoholgenuß zu einer schädlichen Mäßigung in der Politik verleitet. Aber nicht nur den Agitatoren, sondern auch der Wirkung der Agitation hat das Trinken geschadet. »Man sagt oft, die Leute haben kein Geld, Zeitungen und Broschüren zu kaufen. Brutal, wie ich war, bin und sein werde«, so erklärt Herr Dr. Adler, »erwidere ich: 'Trinkt um ein Krügel Bier weniger, und ihr könnt Broschüren genug kaufen.'<« Wenn man vorher totale Abstinenz predigt, ist es eigentlich kaum brutal zu nennen, daß man schließlich dem Arbeiter zusetzt, täglich auf ein Krügel Bier zu verzichten; aber man könnte zweifeln, ob ihm eine politische Broschüre vollen Ersatz für einen halben Liter Bier zu bieten vermag. Auch darüber ist der Genosse Dr. Adler beruhigt. Die Enthaltensamkeit erhöht ja die Genußfähigkeit, und der mäßige Arbeiter wird bald an Broschüren, die ihn bisher langweilten, seine helle Freude haben. Erhöht werde diese Freude noch durch den Gedanken an den Ärger, den der Finanzminister über die Verminderung des Alkoholkonsums empfinden muß. Es ist nur leider noch nicht so ausgemacht, wie Herr Dr. Adler meint, daß »der Finanzminister ein erheblich schlechteres Geschäft machen« wird. Denn wenn das Erträgnis der Biersteuer sinkt, wird er wohl vor allem ihre Erhöhung fordern, und dem Arbeiter würde dann der Verzicht auf ein Krügel Bier nichts nützen, weil er die anderen teurer bezahlen müßte. Ob also die Temperenz eine Ersparnis an Ausgaben bedeutet, ist ungewiß. Daß sie in vielen Fällen zu einer Verminderung der Einnahmen führt, ist dagegen sehr wahrscheinlich: der »abstinente Einspännerkutscher«, der neulich, wie die 'Arbeiter—Zeitung' meldete, nach Herrn Dr. Adler zu Worte kam, kann doch schwerlich von seinen Passagieren ein *Trinkgeld* fordern. Wenn alle Genossen seinem Beispiel folgten, so wären

1 s. »Ritualmord von Polna« im Dictionnaire Sachen

sie allerdings imstande, ihre Lage nüchtern zu betrachten; aber sie würden dann vielleicht bloß erkennen, daß sie sich verschlechtert hat.

* * *

Herr v. Hartel hat wieder einmal — da er die Interpellation über Klimts »Medicin« beantwortete — die Gelegenheit benützt, sich als Liberalen vom reinsten Wasser zu zeigen, und die reinliberalen Wässerigkeiten haben denn auch einem Teile der Presse trefflich gemundet. Worte wie »stetige Fortentwicklung«, »gesunde Kunstrichtung«, »wahrhaft Schönes« und »der geläuterte Geschmack des kunstsinnigen Publikums« geben aneinandergereiht allzeit ein paar Sätze, die, mit dem bekannten Brustton der Überzeugung vorgebracht, bereitwillig an Stelle von ein paar Gedanken gelten gelassen werden. Und wenn ein Minister vollends für die »Freiheit künstlerischen Schaffens« eintritt und die Zumutung, die Kunst durch Verordnungen zu regulieren, weit von sich weist, dann kann er der Zustimmung aller wahrhaft freien Geister gewiß sein. An Herrn v. Hartel ist zwar niemals das Ansinnen gestellt worden, daß er das Schaffen der modernen Künstler durch Verordnungen beeinflussen möge, und den Gegnern Klimts ist auch nicht einmal daran gelegen, ob der Unterrichtsminister ihren Kunstgeschmack teilt und ob er etwa die Deckengemälde für die Aula als »mißfällige Ausartungen eines einzelnen Künstlers« bezeichnen wollte. Nichts geschah, als daß Parlamentarier Rechenschaft über einen staatlichen Kunstauftrag forderten; und sie wollten auch über die Grundsätze belehrt werden, von denen sich unsere staatliche Kunstpflege, seitdem sie Herrn v. Hartel anvertraut ward, leiten läßt. Es genügt doch nicht, zu wissen, daß der Unterrichtsminister seinerzeit als Erzieher im gräflich Lanckoronski'schen Hause den Kunstgeschmack des Grafen Karl Lanckoronski schätzen gelernt hat und in Kunstangelegenheiten zumeist dem Rate dieses Aristokraten, der mithin der eigentliche österreichische Kunstrat ist, folgt. Und daß Herr v. Hartel die »Freiheit künstlerischen Schaffens« wahren will, mag löblich sein; doch möchte man gern wissen, was unter ihr zu denken ist. Soll Freiheit die Beseitigung von außen kommender Einflüsse bedeuten, dann müßten staatliche Kunstaufträge in Zukunft gänzlich entfallen. Ist aber die innere Freiheit, die Originalität des Künstlers, gemeint, so handelt es sich um ein inhaltleeres Schlagwort. Denn nirgends herrscht weniger Freiheit als in der Kunst. Der ärgste Stümper, der unsere Sprache lallt, schaltet jederzeit freier mit ihr, als die großen Künstler taten, die sie meisterten. Und es ist sicherlich nicht jedem Unterrichtsminister gegeben, zu erkennen, wo noch künstlerische Freiheit waltet und wo bereits die unkünstlerische Frechheit beginnt. Glaubt indes Herr v. Hartel, zu solcher Unterscheidung befähigt zu sein, dann hätte er die Erwerbung der Klimtschen Bilder und den Entschluß, sie in der Universitätsaula anzubringen, mit den Gründen eines Kunstkritikers verteidigen müssen. Wenn nicht, dann begeben er sich der freien Verfügung über die staatlichen Kunstkredite und bringe eine Vorlage vor das Parlament, die dem Kunstrat eine gesetzliche Stellung sichert und ihm die Aufgabe zuweist, über die Verwendung der für Kunstzwecke bewilligten Gelder zu entscheiden.

* * *

»Saul zog aus, um seines Vaters Eselinnen zu suchen, und fand ein Königreich« — versicherte der Rezensent Max Kalbeck eingangs seiner Besprechung des »*König Lear*«, den er sich um einiger Neubesetzungen willen anse-

hen gewollt und der ihm den alten Sonnenthal auf dem Gipfel schauspielerischer Meisterschaft offenbart habe. Wie groß wäre aber erst die Überraschung Sauls gewesen, hätte er statt der Eselinnen seines Vaters die Esel der Wiener Kritik gefunden! Im Königreiche Lear ward manchem Sucher neulich diese Enttäuschung. Die Herren fühlten sich veranlaßt, nicht nur die Leistung einer debütierenden Goneril und den neuen Narren, sondern auch das Stück und den Dichter in den sehr engen Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. Das hatte denn manche Unbequemlichkeit für unsere Tagesrezensenten zur Folge, die von altersher nur mit dem Handgepäck der Schauspielerbeurteilung zu reisen gewohnt sind. Da ist z. B. der schon genannte Herr Kalbeck, der vorgibt, von Sonnenthal geleitet, endlich eine Motivierung der Eröffnungsszene gefunden zu haben. Dieser kundige Thebaner meint, gerade »das Einfältige und Naive der *Erbteilung* bei Lebzeiten *gegen die Versicherung kindlicher Liebe*« entbinde das »symbolische Element, in welchem das ganze Drama lebt«. Nun, gar so märchenhaft einfältig will mich jene Erbteilung nicht dünken, und die kindliche Liebeserklärung, die der Vater wünscht, scheint mir nicht *Bedingung*, sondern die *Form* zu sein für den Vollzug eines vorbereiteten Staatsaktes. Spontan ist Lear nur gegenüber dem scheinbar starrköpfigen Verhalten Cordeliens, das ihn verblüfft; aber die Süßigkeiten, mit denen Regan Gonerils Schmeichelworte übertrumpft, tragen ihr nicht um ein Fuß breit Landes mehr ein, als vor dem scherzhaften Appell an die Kindesliebe beschlossen ist. »Derweil enthüll'n wir den verschwiegnen Vorsatz« hebt Lear an, und vor der Länderverteilung antwortet Gloster auf die Bemerkung Kents, der König sei wohl dem Herzog von Albanien gewogener als dem von Cornwall: »So schien es uns immer; doch jetzt, bei der Teilung des Reichs, zeigt sich's nicht, welchen der beiden Herzoge er höher schätzt. Denn so gleichmäßig sind die Teile abgewogen, daß die genaueste Forschung selbst sich für keine der Hälften entscheiden könnte.« Herr Kalbeck aber schwelgt in Sonnenthals Auffassung gerade dieser Partie. »Hätten Goethe und andere, die mit und nach ihm über die Eröffnungsszene des Stückes den Stab brechen, das prächtige Entrée dieses tragischen Königs von Sonnenthal gesehen, sie würden das Märchenmotiv der Einleitung nicht absurd genannt haben.« Das ist unsinnig. Denn abgesehen von der völligen Farblosigkeit, in die Herr Sonnenthal gerade diesen Auftritt taucht, ist es dem Darsteller des Lear überhaupt unmöglich, das »Märchenhafte« der Szene — und das ist einzig Cordeliens Haltung — plausibel zu machen. Nur an der Schauspielerin liegt es, hier einen Ton zu finden, der zwar dem König wie vorsätzlicher Widerstand, dem Hörer aber wie das Unvermögen, Gefühle auszudrücken, klingen muß. Fräulein Medelsky verzichtet auf die Gefühle und begnügt sich mit dem Unvermögen; aber man erinnert sich noch, wie es ehedem Frau Hohenfels gelang: das »Zaudern der Natur, das oft die Tat unausgesprochen läßt, die es zu tun denkt«.

Ein kritischer Exzeß unangenehmster Art ist die Begeisterung für Herrn Sonnenthal, von dem uns speziell Herr Kalbeck erzählt, er habe mit seinem Lear »den ersten Tragöden der Gegenwart: sich selbst« übertroffen und sei seit der erstmaligen Darstellung der Rolle »gewachsen«, wobei »Gott und die Natur dem Starken geholfen haben«. An alledem ist nicht ein wahres Wort. Herrn Sonnenthals Lear ist heute nicht um ein Mätzchen reicher als vor zehn Jahren. Er bietet noch immer »sein Bestes«: die wirklich tiefgehende Rührung der Fluch— und Weinszenen, die gut bürgerliche Auffassung eines alten Mannes, der jeder Zoll kein König ist. Daran hat er nicht eine falsche Betonung, nicht eine willkürliche Textverschleifung geändert, und es ist für die Routine dieses Schauspielers bezeichnend, wie ihm dieselben für den Zusammenhang

wichtigen Worte, die er vor zehn Jahren ausließ, auch heute nicht einfallen. Aber die kritische Phraseologie verlangt für Lieblinge ein unaufhörliches »Wachsen«, und ein Lear, der den Concordiaball wiederum besucht hat, muß auch dem unbefangenen Betrachter in besserem Lichte erscheinen. Es ist keine Frage, daß Herr Sonnenthal eine Leistung bietet, auf die das heutige Burgtheater stolz sein kann; der Goneril—Fluch allein hebt diesen Lear sicherlich über das pathologische Gestammel des Herrn Zacconi, das wir vor ein paar Jahren schauernd erlebt haben. Aber in einer Stadt, die Salvini gesehen hat, in einem Hause, in dem Baumeisters ungenützte Lear—Kräfte schlummern, sollte man nicht immer mit dem Geschwätz von dem »ersten Tragöden« aufwarten.

Herrn Kainz' Narr verdient öfter die Peitsche, als Lear sie ihm androht. Seine unartikulierten Laute haben indes der Kritik gewaltig imponiert. Bezüglich der »Auffassung« scheinen sich die Herren im Zwischenakt geeinigt zu haben. Herr Julius Bauer und Herr Bahr — wer hat es dem andern verraten? — schreiben übereinstimmend, Kainz fasse die Rolle bei dem Satz an: »Seit die junge Prinzessin nach Frankreich ging, hat sich der Narr sehr abgehärmt.« Herr Bauer scheint übrigens »Lear« auch abgesehen von dem Verhältnis der Kinder zum Vater für ein undankbares Stück zu halten. »Antonius und Kleopatra« gab ihm wenigstens Gelegenheit zu der Bemerkung: »Und die Moral davon? Kaufen Sie Busenschützer!« Aber bei »Lear« fällt ihm gar nichts Unpassendes ein, er wird ernst, und verzweifelt ruft er: »Man möchte anbetend in den Staub sinken vor Gottdichter Shakespeare!« Freilich muß man zugeben, daß gerade Herr Bauer für gewisse Situationen des »Lear« ein intimes Verständnis besitzt. Seine Stellung am Hofe Taussigs entspricht so ziemlich der des Narren am Hofe Lears, und wenn er Herrn Taussig auch nicht immer die Wahrheit sagt, so hat er doch schon nach so mancher stürmischen Generalversammlung mit seinem munteren Silbenwitz die Falten auf der Stirn seines Herrn geglättet. Auch darin ist die Übereinstimmung auffallend, daß sich, seit die junge Prinzessin nach Budapest ging, der Narr sehr abgehärmt hat.

* * *

Über die dritte Jahressitzung des Kunstrats brachte die 'Neue Freie Presse' am 26. Mai einen ausführlichen Bericht. Aber einen Teil der Verhandlungen unterschlug sie ihren Lesern zur Gänze. Daß der Kunstrat sich, wie auch schon die vorigen Male, eingehend mit den Werken der kirchlichen Kunst befaßt und daß er eine staatliche Unterstützung der künstlerischen Bestrebungen der Leo—Gesellschaft angeregt hat, durfte das Publikum der 'Neuen Freien Presse' nicht erfahren. Es müßte ja auch an den Fortschritten der Kunst verzweifeln, wenn es vernähme, daß unsere Modernen sich an der Preisbewerbung für ein Reliquarium beteiligen wollen. Allerdings, eine Preisausschreibung für eine eiserne Kasse zur Aufhebung des Zeitungsstempels, der teuersten Reliquie des vorigen Jahrhunderts, wäre zeitgemäßer.

* * *

Die Kommission zur Erteilung des *Raimund—Preises* hat ihre Pflicht nicht ganz erfüllt. Ei genügt nicht, daß Herr Bernhard Buchbinder — trotz bangem Hoffen und der absichtsvollen Umtaufung einer blöden und gemeinen Posse in ein »Volksstück« — den Preis nicht erhalten hat. Es hätte auch ausdrücklich verlautbart werden müssen, daß Herr Buchbinder *nie* in Frage kam,

nie in Frage kommen *wird*, und daß keinen Moment ernstlich die Gefahr einer Verbindung der Namen Raimund und Buchbinder bestanden hat. Überdies hätte der »Ermunterungspreis« nicht in seiner Gänze an Herrn Schrottenbach ausbezahlt worden dürfen, damit noch ein Rest als *Entmutigungspreis* für Herrn Buchbinder bleibe.

* * *

Für die Königin Draga haben teilnahmevolle Gemüter eine Woche lang gezittert. Wenn eine Kranke gleich mehrere Ärzte zu Rate zieht, so kann man für nichts gutstehen. Die Eingriffe, die von den Herren Caulet, Snegirew und Wertheim bei der serbischen Königin vorgenommen wurden, waren zwar sicherlich weniger empfindlich als die Eingriffe, die sich die Skandalpresse der ganzen Welt in das privateste Leben einer Frau gestattete. Aber nicht nur von den Gutachten der Reporter, sondern auch von jenen der Ärzte mochte eine schädliche Wirkung auf das Gemütsleben der Kranken befürchtet werden. Unser k. k. Telegraphen—Korrespondenzbüro hat sich darum beeilt, alle Besorgnisse zu verscheuchen. Es meldete am 20. Mai aus Belgrad:

»An maßgebenden Stellen wird mit Nachdruck betont, ... daß *die erwähnten ärztlichen Gutachten keinerlei schädliche Folgen* für die Gesundheit und den Gesamtorganismus der Königin befürchten lassen.«

* * *

Liebe Fackel!

Der Journalisten— und Schriftsteller—Verein »Concordia« sendet mir das folgende Mahnschreiben:

Herrn ...

Wien, 28. Mai 1901.

Wir erlaubten uns Ihnen 20 Stück Concordia—Lose für die Ziehung am 25. Juni a. cr. zu übersenden.

Nachdem wir nun bislang ohne Ihre gütige Nachricht geblieben sind, bitten wir Sie höflichst um gefällige Einsendung des Betrages oder um unfrankierte Rücksendung der Lose.

Hochachtungsvoll

Lotterie—Verwaltung des
Journalisten— und Schriftstellervereins »Concordia«
Wien.

Bei der Einladung war ich »*Hochwohlgeboren*«, auf dem Mahnkuvert nur mehr »*Wohlgeboren*« und im Briefe gar nur »*Herr*«.

So kann ein Mensch durch eigene Schuld immer tiefer sinken!

* * *

Liebe Fackel!

Die 'Sonn— und Montags—Zeitung' vom 27. Mai d. J. bringt auf Seite 5 die nachstehenden Telegramme:

Ein antisemitisches Bubenstück in Havre.

Paris, 26. Mai. Ministerpräsident Waldeck—Rousseau ist heute Abends in Havre eingetroffen. In dem Augenblicke, als er ans Land stieg, warf ein etwa 20jähriges Individuum eine Orange nach dem Ministerpräsidenten, ohne ihn zu treffen. Der Täter, ein Bäckergehilfe namens Ernest Parfait, welcher der nationalistischen Partei angehört, wurde verhaftet.

Antiklerikale Demonstrationen in Spanien.

Barcelona, 26. Mai. Eine Gruppe junger Leute bewarf mehrere Mönche mit Steinen, wobei ein Mönch am Kopf verwundet wurde. Die Angegriffenen flüchteten sich auf die Schiffe. Die Polizei zerstreute die Angreifer.

Im ersten Falle hat ein »Individuum« eine *Orange* auf den *liberalen Ministerpräsidenten* geworfen, ohne ihn zu treffen.

Dies wird mit Recht als *Bubenstück* bezeichnet; die Rolle, die der Antisemitismus dabei gespielt haben soll, ist allerdings höchst unklar. — Im zweiten Falle wurden *spanische Mönche* von mehreren »jungen Leuten¹« mit *Steinen* beworfen, wobei ein Mönch am Kopf verwundet wurde. Diese Gemeinheit, an der im Vergleich mit jener noch die besondere Feigheit auffällt, denn Herr Waldeck—Rousseau befand sich jedenfalls unter dem Schutz von Polizei, während die Mönche sich nur durch die Flucht dem Angriffe einer offenbar an Zahl überlegenen Schar entziehen konnten —, ist natürlich bloß eine »*Demonstration*«.

Da mir die Unterscheidung zwischen den Worten »Bubenstück« und »Demonstration« nicht vollkommen klar ist, erlaube ich mir die höfliche Anfrage zu stellen:

Ist das wöchentliche Erscheinen der Sonn— und Montags—Zeitung' bloß eine »antiklerikale Demonstration« oder »ein semitisches Bubenstück«?

1 Da die »Jugendlichen« im Deutschland des Jahres 2014 noch nicht ausgestorben sind, haben sie Gelegenheit zu mancherlei »Demonstrationen« und die Lügenpresse ist in der Wortwahl nicht verlegen. Ein Straßenräuber aus Jena, Josef Slowik, wurde heute in Wien zu einem Jahr Gefängnis wegen schwerem Landfriedensbruch, Sachbeschädigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt verurteilt. Die Stadt Jena hat ihn nicht etwa wegen Rowdytums der Universität verwiesen, sondern ihm den »Jenaer Preis für Zivilcourage« verliehen und der erstaunte Zeitgenosse erfährt über die Unrechtmäßigkeit des Prozesses » ... Vielmehr wird hierbei offensichtlich versucht, antifaschistisches Engagement im Allgemeinen zu diskreditieren und all jenen den Mut zu nehmen, die sich Rassismus und jeder Form menschenverachtenden Verhaltens in den Weg stellen ... «

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Jurist. In der Resolution der Brünner Advokatenkammer gegen die »Vergewaltigung« durch das Justizministerium fand sich laut Bericht der 'Neuen Freien Presse' der folgende Satz:

»Wenn nun auch in Folge dessen die Plenarversammlung vorläufig von weiteren Schritten abzusehen und dem Kammerausschusse die Fortführung der Geschäfte aufzutragen beschlossen hat, so muß doch nach den bisher vorliegenden Erfahrungen der Überzeugung Ausdruck gegeben werden, daß die eingetretene Beunruhigung nur dann ohne Hinterlassung eines nachhaltigen Einflusses für die Zukunft schwinden und eine Sicherheit gegen die Wiederkehr ähnlicher Angriffe nur dadurch geboten werden könnte, wenn die selbst bis zur Gefährdung der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Freiheit und Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt vorschreitende Macht der sich im Schoße der Justizverwaltung gegen die Advokatur geltend machenden feindseligen Einflüsse durch rechtzeitiges und pflichtgemäßes Einschreiten des Herrn Ministers gebrochen würde, und daß ein im Interesse der gedeihlichen Entwicklung der Rechtspflege so wünschenswertes freundliches Einvernehmen zwischen der Justizverwaltung und der Advokatur nur dann dauernd eintreten kann und wird, wenn die Besorgung der die Advokatur betreffenden administrativen Aufgaben und die Vorbereitung und Ausarbeitung der diesfälligen Gesetze und Verordnungen in die Hände eines Mannes gelegt wird, der mit einem tieferen Einblicke in die konkreten Verhältnisse und mit einer modernen Auffassung über die Bedeutung des Anwaltstandes im Verfassungsstaate auch jenes Wohlwollen verbindet, ohne welches die Justizpflege selbst ihre ethische Grundlage verliert und in den Dienst einer lediglich die Macht anstrebenden und die errungene Macht rücksichtslos festhaltenden Administration gestellt wird.«

— — — Ein Satz von 209 Worten, also ein förmlicher »Schriftsatz« — was hätte der nach dem neuen Tarif gekostet? Die Vergewaltigung, die hier der deutschen Sprache angetan wird, hat auch der Sektionschef Klein auf dem Gewissen!

Logenbruder. Sie verweisen mich auf die Berichte der Zeitungen über die Anwesenheit des Kaisers in einem freimaurerischen Wohltätigkeitsinstitute und sind stolz auf das gute Einvernehmen, das sich bei dieser Gelegenheit zwischen denen um Herrn Dr. Geza Winter und der ausgerückten Geistlichkeit zeigte. Ich sagte es ja immer: die Sache ist viel harmloser, als man gemeinhin glaubt. Nur als Vereine zur Förderung von Cliquenwesen und Korruption scheinen die Logen gefährlich und nicht als »Bollwerke gegen Thron und Altar«. Wo es die »Humanität« gilt, kommen ja Thron und Altar den Freimaurern entgegen.

Zeitgenosse. Es war nur blinder Lärm. Die Frau v. Gutmann, die unter den Patronessen des klerikalen »Zuckerlfestes« aufgezählt war, steht zu der BEKANNTEN Familie ¹ in keinerlei verwandtschaftlichem Verhältnisse. Diese beru-

¹ Gutmann - Musikalienhändler und Veranstalter in Wien

higende Aufklärung ist aber natürlich weder von der Familie Gutmann noch seltsamerweise von den adeligen Patronessen erteilt worden, sondern vom dem Rabbi Bloch, der auf der BEKANNTEN Familie Gutmann keinen Makel duldet, in der 'Österreichischen Wochenschrift', dem »Centralorgan für die gesamten Interessen des Judentums«.

Zeitungsleser. Warum Herr Dr. Kanner der 'Frankfurter Zeitung', die ihm, ihrem ehemaligen Wiener Korrespondenten, »gemeine Lüge und Verleumdung« vorgeworfen hat, nicht erwidert? Vornehme Zurückhaltung ist es sicherlich nicht, die ihm schweigen gebietet. Man kann also nicht umhin, zu glauben, daß der politische Redakteur der 'Zeit' zu jenen Leuten gehört, die sich aus keinem besseren Grunde befugt glauben, in anderer Leute Angelegenheiten dreinzureden, als weil sie guten Grund haben, von ihren eigenen zu schweigen. Und Herr Kanner will wohl auch die 'Frankfurter Zeitung' nicht dazu provozieren, daß sie meiner Aufforderung folge und den wahren Grund seiner Entlassung nenne ¹.

A. W. Behufs Untersuchung, ob in dem übersandten Schreiben nicht eine oder mehrere Amtsehrenbeleidigungen enthalten sind, werden Sie sich wohl an Ihren Anwalt wenden müssen. Für den Publizisten ist eine Angelegenheit, die durch eine einfache, in geziemenden Ausdrücken gehaltene Beschwerde erledigt werden kann, uninteressant.

A. B. Ein harmloses Begehren. Nur Mut!

Socius. Zu Pfingsten verkündete die 'Neue Freie Presse', daß der Burengeneral De Wet eigens einen Buren nach Wien entsendet habe, um bei einem auch schon früher durch seinen Größenwahn bekannten Paprikahändler eine größere Bestellung zu machen ... Ja, was tut man für Geld nicht alles!

Kunsthistoriker. Dem Kunsthistoriker Muther sollte gewiß nicht Abbruch tun, was über das Verhältnis des Kunstkritikers Muther zur Wiener Sezession in der 'Fackel' gesagt wurde. Und auch bei dem Kunstkritiker kann die gute Absicht nicht verkannt werden, in der er es zuerst mit dem Zuckerbrot versuchte, ehe er zur Peitsche griff. Gewiß ist die Entwicklung von Muthers Anschauungen über die neue österreichische Kunst nicht minder natürlich als die entgegengesetzte des Herrn Servaes. Der begann seine Tätigkeit in Wien mit der Mahnung, wir sollten nicht glauben, daß wir hier schon eine große moderne Kunst besäßen. Aber binnen Jahresfrist war er von der unvergleichlichen Größe unserer Sezessionisten überzeugt. Wer darauf angewiesen ist, sich von den Künstlern Rats darüber zu erholen, was er schreiben soll, der muß eben ein Parteimann werden. Ob er als solcher für die Jungen oder für die Alten eintritt, ist eine Frage des Charakters, nicht des Kunstverständnisses. Und an Charakter in ästhetischen Dingen steht Herr Servaes immerhin höher als Herr Friedrich Stern vom 'Neuen Wiener Tagblatt', der die Sezession tadelt und dafür die Unzulänglichkeiten im Künstlerhause lobt, und als alle die Herren, die Klimts Verstiegenheiten mißbilligen, aber über die ehrbare Langeweile eines Deckengemäldes von Matsch Entzücken heucheln. Aber ein Kunstverständiger ist Herr Servaes nicht. Als solcher gilt er höchstens Herrn v. Hartel, der ihn jetzt beauftragt hat, eine Monographie über Segantini zu schreiben. Übrigens ist Herr Servaes sicherlich nicht weniger berufen, den Text eines Segantini—Werken zu verfassen, als das österreichische Unterrichtsministerium, es herauszugeben. Es ist urdrollig, daß man Segantini, der sein Leben lang von Österreichertum nichts wissen wollte, jetzt offiziell zum österreichischen Künstler stempelt. Weit näher läge es doch, staatliche Gelder etwa für ein Waldmüller— oder ein Schwind—Werk zu verwenden. Aber vielleicht ist es besser, daß das gegenwärtig nicht geschieht. Herr

1 s. a. Heft 60 # 2

v. Hartel, der die Geschichte des Wiener Theaters, von Herrn Salten schreiben ließ und der Herrn Servaes über moderne Malerei schreiben läßt, würde sonst sicherlich auch über die uns Österreichern teuersten Künstler irgend einen Concordia—Journalisten statt eines Kunsthistorikers Bücher verfassen lassen.

Redaktion der »Österreichischen Volkspost«, Wien. Sie befaßten sich neulich mit den jetzt in Wien auftauchenden journalistischen Parasiten, die keinen andern geistigen und materiellen Fonds aufzuweisen haben als die Entlehnung gewisser sicher wirkenden Äußerlichkeiten der 'Fackel', und besprachen auch die Wirksamkeit eines Herrn Löwendahl, der neuestens in einer Zeitschrift namens 'Sturm!' die Wiener Öffentlichkeit behelligt. Sie schilderten die journalistische Karriere dieses Mannes bis zu dem Punkte, da ihm »die Mitarbeiterschaft an der 'Fackel' die Idee kommen ließ, einen ähnlichen Versuch zu wagen, umsomehr, als ja auch Herr Kraus alsbald an seinem Mitarbeiter ein Haar gefunden zu haben scheint«. Ich berichtige tatsächlich: un- wahr ist, daß Herr Löwendahl je »Mitarbeiter der 'Fackel'« war, wenngleich es allerdings wahr ist, daß ich an ihm »ein Haar gefunden« habe. Nicht die Qualitäten der Leute, die mir Mitteilungen machen, habe ich zu prüfen, bloß die Qualität der Mitteilungen. In drei Fällen hat jener Herr Löwendahl als Reporter mir Tatsachenmaterial geliefert, für einen Teil eines Artikels und für zwei Notizen. Ein Haar fand ich an ihm, als mir gemeldet wurde, der Herr, der nicht den entferntesten redaktionellen Einfluß bei der 'Fackel' hatte, gebe sich ab Mitarbeiter der 'Fackel' aus. Daraufhin ward ihm unverzüglich bedeutet, daß er auch die gelegentliche Reportage einzustellen habe. Ich wartete gar nicht erst ab, bis ich zu dem einen auch noch andere Haare an dem Manne gefunden haben würde. Der Grund seiner Entfernung aus einem Verhältnis, in das jeder beliebige Mensch, der Mitteilungen bringt, zu der 'Fackel' treten kann, ist eben darin zu suchen, daß sich jener Herr Löwendahl als »Mitarbeiter« der 'Fackel', als »Verfasser« dieses und jenes Artikels ausgab.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.